Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 37 (1914)

Artikel: Aus dem Briefwechsel zweier Brüder in den Jahren 1845-1850
Autor: Guggenbühl, Gottfried
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985741

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Briefwechsel zweier Brüder in den Jahren 1845—1850.[1])

Mitgeteilt von Dr. Gottfried Guggenbühl.

Die nachfolgenden Briefe aus der Werdezeit der heutigen Eidgenossenschaft erschließen keine neuen, bisher unbekannten Tatsachen. Als Stimmungsbildchen aber beanspruchen sie Beachtung und bilden einen kleinen Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung jener bewegten Tage, soweit sie sich in zwei jungen, aber politisch sehr interessierten Köpfen spiegelte. Mag auch manches Urteil unreif, mehr gefühlt als gedacht erscheinen: sympathisch wirkt doch die rege Teilnahme an den Fragen, die die besten Schweizer jener Zeit beschäftigten.

Die beiden Brüder, Johannes und Gottfried Nußbaumer, sind „Seebuben". Ihre Eltern lebten als Pächter auf dem Gut, das der Romanist Friedrich Ludwig Keller[2]), das Haupt der liberal-radikalen Partei der Dreißigerjahre, in Goldbach-Küsnacht besaß und zeitweise auch bewohnte.

Der ältere Bruder, Johannes Nußbaumer, wurde am 20. März 1826 in Küsnacht geboren. Nach dem Besuch der Volksschule trat er in den Kaufmannsstand ein und war zu der Zeit, als er die vorliegenden Briefe schrieb, unter Schiffmeister Bolleter im Kaufhaus in Zürich tätig. Der Beruf stellte aber etwas große Ansprüche an seinen ohnehin nicht zu starken Körper, so daß er bald die Stelle eines Gemeinderatsschreibers

---

[1]) Die Orthographie wurde im Druck, abgesehen von unbedeutenden Einzelheiten, beibehalten.

[2]) Geboren am 17. Oktober 1799 in Zürich, gestorben am 11. September 1860 in Berlin.

in Küsnacht der kaufmännischen Tätigkeit vorzog. Damit war die Art seiner Wirksamkeit für sein ganzes späteres Leben festgelegt. Er wurde später Bezirksratsschreiber des Bezirkes Meilen und 1872, als Nachfolger Johannes Boßhardts von Pfäffikon, Kanzleisekretär des Regierungsrates und erster Sekretär des Kantonsrates. Der stille und bescheidene Mann, der keine politische Rolle spielte und spielen wollte, wirkte 26 Jahre lang, bei seiner Arbeit ganz Pünktlichkeit und Pflichterfüllung, unter drei aufeinander folgenden Staatsschreibern. Mit Gottfried Keller, der von 1861 bis 1876 die Würde und Bürde des Staatsschreiberamtes trug, stand er in den vier Jahren gemeinsamer Wirksamkeit recht gut und sah ihn hie und da in seinem Hause in Küsnacht einkehren. Wie groß das Ansehen des pflichttreuen Mannes war, dessen Name fast unter jedem Gesetze stand, das beinahe während eines Menschenalters dem Zürcher Volke zur Abstimmung unterbreitet wurde, zeigen die Worte eines Freundes, der nach seinem Tode schreiben konnte: „Die Personen und noch mehr die Anschauungen im Regierungsrate wie im Kantonsrate haben sich beständig geändert, unveränderlich aber ist immer das Vertrauen seiner Vorgesetzten geblieben.“ Er starb am 14. Mai 1898 in Küsnacht.

Gottfried Nußbaumer, sein um zwei Jahre jüngerer Bruder, kam am 24. April 1828 zur Welt. Sehr begabt, besuchte er nach dem Austritt aus der Volksschule ¾ Jahre lang das Lehrerseminar in Küsnacht, um sich zum Lehrer auszubilden. Er verzichtete darauf, als sich ihm glänzendere Aussichten öffneten. Fr. L. Keller, der 1843 als Professor des römischen Rechts nach Halle a. S. übersiedelt war, war auf den gescheiten Jüngling aufmerksam geworden. Er ebnete ihm die Wege zum akademischen Studium und ermöglichte ihm den Eintritt in die lateinische Hauptschule der Francke'schen Stiftungen in Halle. Hier verlebte er neben einem andern Schweizer, dem spätern Mediziner J. U. Hilty, dem Bruder des bekannten Berner Staatsrechtslehrers, vier der glücklichsten Jahre

seines Lebens, 1845 bis 1849, und erwarb sich die klassische Bildung, die seinen Briefen und zum Teil seinem späteren Leben das Gepräge gab. „Geist und Bildung gingen ihm über alles, und namentlich standen ihm die großen Männer der alten Welt stets vor Augen.“ Im Frühling 1849 siedelte er nach Berlin über, um die Rechte zu studieren. Hier wohnte er im Hause Kellers, der schon 1847, als Nachfolger des verstorbenen Puchta und Savignys, der den Lehrberuf ans Amt eines preußischen Ministers vertauscht hatte, an die Universität Berlin berufen worden war. Durch die Briefe des jungen Studenten wird das Urteil Bluntschlis bestätigt [1]): Keller wendete sich in Preußen „von Anfang an der Monarchie zu, als der entscheidenden Macht, welche dauerhafter und stärker schien als die Souveränität des Demos“, der ihn in Zürich gestürzt hatte. Er wurde konservativer Abgeordneter im preußischen Abgeordnetenhaus, ohne aber in Berlin die einst daheim besessene Autorität erlangen zu können.

Im November 1850 kehrte Nußbaumer in die Heimat zurück, um an der juristischen Fakultät der Universität Zürich seine Studien fortzusetzen. In der Zürcher Sektion der Studentenverbindung Helvetia war er hervorragend, zeitweise als ihr Präses tätig. 1855 promovierte er mit einer Arbeit „Über das Maß des Schadenersatzes“ zum Doktor beider Rechte. Im Herbst des gleichen Jahres eröffnete er in der Stadt ein Anwaltsbureau und begann seine Praxis als Kantonsprokurator. In seiner beruflichen Tätigkeit hielt er sich von allen Winkelzügen, von allem kleinlichen Treiben fern; unsaubere Prozesse nahm er nie an. Mancher Bedürftige hingegen erhielt von ihm unentgeltlichen Rechtsbeistand.

Sein Eintritt ins öffentliche Leben hing zusammen mit dem erwachenden Widerstand gegen das liberale „System“ Alfred Eschers. Wo Nußbaumer in die Politik eingriff, „war

---

[1]) Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 15, S. 578.

er immer entschieden radikal", von einer „unerschütterlichen Treue gegen Prinzipien und Personen, die er wahr erfunden und lieb gewonnen". „Ein entschiedener, glühender Feind war er aller Halbheit und Hohlheit, aller Lüge und Heuchelei in Staat und Gesellschaft. Es gab darum keinen schärfern Beurteiler der allgemeinen und namentlich auch der eidgenössischen Zustände als ihn, und seine einschneidenden Urteile und Zusammenstellungen haben manchen Sturm in der Presse gegen ihn heraufbeschworen." Die systemtreue „Neue Zürcher Zeitung" fürchtete ihn als geistvollen, unerbittlichen Gegner, als eine der stärksten Stützen des radikalen Huttenvereins. Im Oktober 1857 kandidierte er im zweiten Wahlkreis für den Nationalrat, unterlag aber zum Bedauern seiner Freunde.

Seinem weitern Wirken wurde ein frühes Ziel gesetzt. Schon in der Fremde war er herzkrank geworden — quälendes Heimweh soll die Ursache gewesen sein. Bei der Ausübung seiner beruflichen Tätigkeit vor dem Meilener Bezirksgericht traf ihn am 7. Mai 1859 ein Herzschlag. Wenn es in einem Nachruf[1]) heißt, Nußbaumer habe „nicht den zwanzigsten Teil des Rufes, den er in einigen Jahren unfehlbar erlangt haben würde", so scheint das nicht so unrichtig zu sein: seine Altersgenossen und Freunde, frühere Helveter, wie Gottlieb Ziegler und Salomon Bleuler, stürzten kaum zehn Jahre später das liberale System Alfred Eschers.

1845.

Goldbach, 14. November 1845. Johannes Nußbaumer.

In Luzern geht's[2]) noch immer traurig zu. Da kennt man nur Verfolgung. Wenn Du Dir die französische Schreckens-

---

[1]) Tag-Blatt für den Kanton Schaffhausen, Nr. 110, 12. Mai 1859. — Vgl. Landbote, Nr. 111, 10. Mai 1859. Intelligenzblatt der Stadt und Landschaft Zürich, Nr. 116, 15. Mai 1859.

[2]) Nach dem zweiten Freischarenzug vom März 1845.

zeit vorstellst, so hast Du ein Bild von dem Zustand Luzerns, mit dem Unterschied jedoch, daß an letzterm Ort bis jetzt noch keine Opfer unter dem Beile bluteten, sondern im Kerker ein trauriges Leben fristen müssen. Ein wegen Leu's Tod eingekerkerter Müller [1]) soll sich als Mörder bekannt und ferner angegeben haben, daß ihm Dr. Kasimir Pfyffer [2]) für diesen Mord Rath ertheilt habe. Nun ist auch dieser eingesteckt. Abgesehen von der Wahrscheinlichkeit, daß ein „Ja" des Müllers erkauft oder erfoltert und falsch sei und ich fest daran halte, Leu habe sich selbst getödet, so ist eine falsche Anschuldigung gegen Pfyffer eine frevelhafte Ehrverletzung, dazu bestimmt, ihn zu vernichten und den Freisinnigen eine kräftige Stütze zu entziehen, sich aber von einem gewissenhaften Gegner zu befreien. Kasimir Pfyffer ist unschuldig, dafür bürgt seine unbedingte Rechtlichkeit, welche nur von seinen leidenschaftlichsten Gegnern angegriffen zu werden wagt. Halte man übrigens diesen neuen Akt der Luzernerjustiz nicht für das Ende ihrer Gewaltthaten; noch wird auf manches Opfer geäugelt, denn die liberale Parthei muß und wird fallen. Es ist jetzt schon dafür gesorgt, daß das Volk von sich aus nie oder nur nach langer Zeit wieder zum Selbstbewußtsein gelangen könne. Von einem Rausch wird es in den andern geschaukelt, und ich habe es selbst gesehen, daß beide Dampfschiffe nebst 4 großen Schlepp-Schiffen voll Leute aus dem Argau nebst ihren Pfarrern nach Einsiedeln wallfahrteten,

---

[1]) Joseph Leu von Ebersol, geb. am 1. Juni 1800, „ohne Zweifel der hervorragendste unter den bäuerlichen Politikern der Schweiz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts", der populärste Führer der katholisch-konservativen „Jesuitenpartei" in Luzern, wurde in der Nacht vom 19. zum 20. Juli 1845 in seinem Schlafzimmer erschossen. Der Täter, Jakob Müller von Stechenrain, der eine Belohnung von liberaler Seite erwartete, wurde hingerichtet.

[2]) Dr. Kasimir Pfyffer von Altishofen, geb. am 10. Oktober 1794, gest. am 11. November 1875, der bekannte Führer und das geistige Haupt des luzernischen Liberalismus.

um, wie ich hörte, Gott zu danken, daß Leu's Mörder an den Tag gekommen. — Welch' herrliches Leben ist es dagegen im Kt. Zürich. Unter einer Regierung, welche mit der strengsten Unpartheilichkeit das Glück des Volkes baut, fühlt es sich so wohl als je. Hier gibts nun auch eine Eisenbahn; in zwei Jahren soll sie von Zürich bis Basel fertig sein [1]). Wie manches Andere erhält auch ohne Zweifel der Transit über Wallenstadt nach Italien eine andere Gestaltung; dieser kommt wahrscheinlich in die Hände der Herren.

Halle, 28. Dezember 1845. Gottfried Nußbaumer.

.... Ich gebe mir auch ferner alle Mühe, mich im Reden auszubilden. Ich lese dazu die Reden Ciceros, die wir theils in der Klasse durchnehmen, theils lese ich sie privatim für mich, habe ferner zum Studium der Redekunst theoretische Anleitungsschriften und schaffe mir nächstens noch einige an. Ich arbeite auch selbst gegenwärtig an einer „Rede gegen die Jesuiten, gehalten auf der Tagsatzung in Zürich" und trage sie dann auf dem Katheder vor.

1846.

Küsnacht, 4. Januar 1846. Johannes Nußbaumer.

.... Von Deinen „Jesuiten" wünschen wir, daß sie eine gelungene Arbeit werden, und freuen uns, diese ... gelegentlich zu vernehmen. Ohne dadurch der Achtung Eintrag zu thun, die wir Deinem wie dem Patriotismus überhaupt, zollen, ermahnen wir Dich, in dem monarchischen Preußen damit ja recht behutsam zu Werke zu gehen.

Halle, 9. Juni 1846. Gottfried Nußbaumer.

.... Zur Beantwortung Eures Briefes übergehend, melde

---

[1]) Die erste schweizerische Eisenbahn Zürich-Baden, die 23 km lange „Spanischbrötlibahn" oder „Nordbahn", wurde 1847 eröffnet, aber erst 1858 wurde die Linie Zürich-Basel fertig.

ich Euch, daß es mir unbekannt ist, daß H. Professor [1]) einen Ruf nach Berlin erhalten hat. Es mag vielleicht schon dran gedacht worden sein, aber ich habe Nichts bemerken können; daß ich zweitens lachen mußte über das Gerücht, er sei Pietist. Er ist viel zu klug und lebensweise, als daß er sich überhaupt so zu einer Partei wendete, und daß er gerade sich zum Pietismus hinneigen sollte, das stünde in einem sonderbaren Contrast mit seiner frühern freiern Richtung. Nein! er ist ebenso wenig Pietist, als er sich früher je zu den vernunftlosen, pöbelhaften heutigen Rationalisten hätte wenden können.

Küsnacht, 25. Oktober 1846. Johannes Nußbaumer.

Du frägst, wie es Zürich gehe. Welche Veränderung dasselbe erlitten, hast Du aus letzten Maiwahlen [2]) gesehen. Seither scheint ein schöner Frühling über den ganzen Kanton aufzugehen. Die politische Leidenschaftlichkeit vergiftet nicht mehr, wie früher, das gesellige Leben des Volks, und je mehr diese schwindet, desto glücklicher wird Zürich, so glücklich, wie es die rothen Kantone bei ihrer Unduldsamkeit trotz Fasten, Beichten ꝛc. nie sein können.

1847.

Halle, 28. Januar 1847. Gottfried Nußbaumer.

Wie Ihr gewiß schon mit Bestimmtheit werdet vernommen haben, hat Professor Keller einen Ruf nach Berlin erhalten, und somit hat er, glaube ich, das Ziel mehrjähriger Wünsche erreicht.

---

[1]) Fr. L. Keller.

[2]) Die Integralerneuerung des Großen Rates im Mai 1846 bedeutete einen vollständigen Sieg der Liberalen über das 1844/45 gestürzte konservative Regiment in Zürich.

Halle, 7. Juli 1847. Gottfried Nußbaumer.

Ich bin .... durch die Güte eines Lehrers Niemeyer [1]) im Besitz von Johannes v. Müllers Schweizergeschichte, und so oft ich nur in derselben die Geschichte der Eidgenossenschaft studiere, ergreift mich eine mächtige Begeisterung für die Freiheit, für den Ruhm meines Vaterlandes. Aus ihr lerne ich die Verhältnisse, die Sitten, die Verfassungen der Schweitz auf's allseitigste, gründlichste kennen; aus ihr kennen, was unsere Väter so groß, so gefürchtet, unsterblich gemacht, aus ihr kennen, auf welchen Grundfesten unsere Freiheit, unsere Unabhängigkeit beruht: „daß Jeder allezeit bereit ist, für unsere Freiheit zu leben und zu sterben". Aus ihr lerne ich aber ferner auch die Leidenschaften kennen, die die Eidgenossenschaft schon mehr als einmal an den Rand des Verderbens geführt. Aber aus allem strahlt mir der hohe, beglückende Gedanke: „Gott bewahret unsern Bund." Ich fasse Zutrauen wieder zum Vaterlande, denn ich erkenne aus seiner Geschichte, daß weder die Intriguen Frankreichs noch die schimmernden Heere Österreichs die einige Schweiz zu bezwingen vermögen; und einig wird sie werden, wenn Allen dieselbe Gefahr einst wieder naht. Die unseligen Zerrüttungen der Gegenwart zu dämpfen, die Jesuitenangelegenheit zur Ehre der Schweitz, der Menschheit beizulegen, fehlt ihr, fehlt den Tagsatzungen Nichts als ein Redner, der mit demosthenischer Gewalt Ciceronianische Fülle verbände; der von der Rednerbühne herab, wie einst Perikles, durch den Donner seiner Rede die Gemüther aufweckte aus ihrem erschlaffenden Schlummer, durch den Blitz seiner Worte die Geister reinigte von nichtswürdigen Privatinteressen, von jenem kleinherzigen Egoismus, der einer großen Schöpfung so feige sich entgegenthürmt; der

[1]) Hermann Agathon Niemeyer, geb. am 5. Januar 1802 in Halle, wurde 1829 Professor und Direktor der Francke'schen Stiftungen. Als Pädagoge und Theologe erwarb er sich große Verdienste. 1848 gehörte er der Berliner Nationalversammlung an. Er starb am 6. Dezember 1851.

eine heilige Begeisterung in den Herzen entzündete für Religion, Freiheit und Vaterland. Würde ein für das Gute begeisterter talentvoller Redner aus der dreihundertjährigen Geschichte der Schandthaten, wie sie eine nach der andern von den Jesuiten vollführt wurden, ein lebendiges Gemählde dieser Frevler entwerfen, würde er die Schlaffheit und die Engherzigkeit der Gegenwart, die sich in manchen Cantonen zeigen, mit der Thatkraft, der unsterblichen Tugend unserer Vorfahren geißeln und so die Gesichter schamroth machen, und durch diese Schamröthe das Herz zum Guten entflammen, würde er dann den versammelten Räthen die unverletzlich heiligen Pflichten recht ernsthaft in Erinnerung bringen, die sie als Christen in dieser Sache zu handeln und zu kämpfen zwänge, würde er die Angelegenheit überhaupt nicht einmal zur Sache des Vaterlandes, nein, zur Sache Gottes machen, würde er endlich nach prachtvoll ausgearbeitetem, rhetorisch vollendetem Vortrage in vortrefflicher Action mit einigen feurigen Schlußperioden schließen, ich bin gewiß, ja es ist meine innerste Überzeugung, die Wahrheit, das Recht hätte über die von Verbrechen strotzende Bande gesiegt. Triumph, würde es erschallen, Triumph aus dem Munde aller Patrioten, aller Eidgenossen.

Da ich .... schon oft im Wortwechsel aufgefordert wurde, doch einmal einige Muster schweizerischer Beredsamkeit anzuführen, und mir hier gerade Nichts bei Handen ist, so bitte ich Dich, mein Bruder, sehr und werde es Dir unendlichen Dank wissen, wenn Du mir früher oder später etwa einige vortreffliche schwungvolle Reden schweizerischer Staatsmänner, denn ich weiß, daß manchmal ausgezeichnete Reden gehalten werden, ganz gelegentlich zuschicktest, ohne daß es etwa Unkosten verursachte. Denn die Preußen sind manchmal so dünkelhaft, so eingebildet auf die paar Reden, die ihre Landstände hervorriefen, daß sie am Ende jeden, der einige Worte gesprochen hat, für einen Cicero ausrufen, wenn er auch noch so erbärmlich geredet hat.

Küsnacht, 14. Juli 1847. Johannes Nußbaumer.

Der diplomatische Kampf zwischen Liberalen und Konservativen scheint sich in der Jesuitenfrage enden zu wollen. Welch' schändliche Zeugnisse auch gegen diesen Orden zu Tage liegen und welch' schlimme Erwartungen man auch von ihm haben mag, im Grunde ist dieses nicht die Ursache der schweizerischen Unruhen, sondern mir scheint dieses ein bloßer Deckmantel für die freisinnigen Bestrebungen und diese nur insofern ein Streit mit den Jesuiten, als sie ihrer Politik entgegenstehen, und diese Anfeindung theilen die Jesuiten mit allen Aristokraten. Wie könnte die Tagsatzung, wie könnte eine Regierung dieselben um ihrer verderblichen Moral willen ausweisen, ohne sich der größten Inconsequenz schuldig zu machen? Oder verdienen jene mehr Nachsicht, die ohne Ordenskleid als Bürger, Richter oder gar als Regenten das Beispiel des Nichtswürdigsten und Verabscheuungswerthesten geben? Und soll ich nur einige dieser Laster aufzählen, so nenne ich Gotteslästerung und Betrug, diese Todsünden, um deren Willen ganze Massen ihre Mitschuldigen verdammen. Mit den freisinnigen Tendenzen bin ich gleichwol einverstanden. Man muß nun einmal seine Ansicht haben, und meine hält an den Zeitgeist. Mag dieser auch in manchen Fällen mangelhaft sein, Kampf und Erfahrung wird ihn läutern. Lassen wir nun die Tagsatzung über unsere Angelegenheiten zu Rathe sitzen. In ihre Hände ist es gelegt, die Ausweisung der Jesuiten und Auflösung des Sonderbunds auch mit Waffengewalt zu erzwingen. Ein bestimmter Beschluß ist nun nicht mehr zu bezweifeln. Zürich hat zwar vorgezogen, seinen Gesandten für einsweilen keine Kriegserklärung aufzubürden; man will noch beobachten und ihnen erst später den gemessenen Auftrag ertheilen. Eine rednerische, unwiederstehliche Gewalt, wie Du sie schilderst, wäre jetzt allerdings eine vergötterte Sendung; allein ich theile Deine Hoffnungen nicht. Wenn jedem Gesandten das Wort in den Mund gelegt

wird, welches er sagen muß, so würde sich wohl der trefflichste Redner vergebens mit Vorstellungen ermüden. Gesetzt auch, die Anwesenden wären überzeugt, so könnten sie ja von ihrer Instruktion nicht abweichen, und mit derselben Gewalt könnten sie schwerlich auf die Herzen ihrer Stände wirken, damit diese andern Sinnes würden und die Hand zum Frieden böten. Dem Schicksal ist nicht auszuweichen; vielleicht hörst Du bald von den Gräueln des Bürgerkriegs, wo sich die Eidgenossen unter einander messen. Die Sonderbündler scheinen sich für diesen Fall vorzusehen, denn sie schanzen, mustern und kaufen Waffen aus vollen Kräften. Der Feind ist nicht zu verachten, doch scheint seine Niederlage gewiß. Ob wir fremde Intervention zu befürchten haben, weiß ich nicht; nach dem Vorwurf, den sich Guizot [1]) wegen derartigem Ansinnen vom Ministerium zuzog, ist wenigstens Frankreich nicht geneigt dazu.

Ich entspreche mit Freuden Deinem Wunsch um einige Schweizerreden, und ich glaube, die gegenwärtige Tagsatzung gibt mir Gelegenheit, Dir bald gefällig zu sein. Mögen dann die Preußen selbst beurtheilen, ob sie Vorzüglicheres zu leisten im Stande seien!

Halle, 9. September 1847. Gottfried Nußbaumer.

.... Diese Ferien werde ich mich sonst vorzüglich mit Cicero und Forsters [2]) Schriften beschäftigen, eines der größten unter

---

[1]) F. P. G. Guizot, der berühmte französische Geschichtschreiber, 1787—1874, war zu dieser Zeit, 1840—1848, Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

[2]) Joh. Adam Forster, 1754—1794, „der namhafteste Parteigänger der französischen Revolution in Deutschland". Bedeutender Prosaschriftsteller, berühmt durch seine „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790". 3 Bde. Berlin 1791—94. Seine sämtlichen Schriften, herausgegeben von seiner Tochter, mit einer Charakteristik Forsters von Gervinus, erschienen in 9 Bänden, Leipzig 1843.

den großen Politikern, wie Gervinus sich ausdrückt; und Politik, ein durchgreifendes Handeln im Staate, das ist's, was die Gegenwart dringend fordert. Der Spekulationen, der Theorien, des Schreibens ist zu viel, doch die Thatkraft mangelt; und ich muß gestehen, ich freue mich über die kundthuende Energie der gegenwärtigen schweizerischen Tagsatzung. Zwar wird es vielleicht nicht ohne Kampf abgehen; immerhin, wenn nur die Dunkelheit weicht, wenn nur die Vernunft, die Freiheit siegt, und die wurmstichigen Theile aus dem Ganzen verbrannt werden. Wenn die Tagsatzung nur immer innerhalb gesetzlicher Schranken bleibt, dann mögen die Tagherrn ohne Furcht, vertrauend auf das Recht und die Gerechtigkeit, ihre Kraft, und hoffend auf die Hülfe Gottes, gegenüber der niederträchtigen despotischen Politik des Außlandes die Sprache annehmen, die freien Schweitzern geziemt. Auch ich habe oft zu streiten für mein Vaterland gegenüber den lächerlichen Ansichten beschränkter Unterthanen. Ich thue es mit allen Mitteln, aller Kraft der Rede, die mir zu Gebote steht, und soviel wenigstens habe ich gewonnen, daß die Leute in meiner Gegenwart die Schweitz nicht leicht mehr angreifen. Ich widerlege sie durch die Geschichte und kann sie schlagen durch die Vernunft.

Küsnacht, 22. September 1847. Johannes Nußbaumer.

Jene Reden ... betreffend, kann ich sie Dir nicht in dem Umfange bieten, als ich gewünscht. Ich konnte sie nicht selbst machen, und sonst kamen mir nur wenige zu Gesicht. Von den Stücken, welche ich Dir schicke, verdienen vielleicht die Eröffnung des Herrn Bundespräsidenten [1]) nebst ein oder zwei

[1]) D. h. Ulrich Ochsenbeins, 1811—1890, der als Regierungspräsident des Vorortes Bern die Tagsatzungsverhandlungen in der entscheidenden Zeit vor dem Ausbruch des Sonderbundskrieges leitete. Führer der Berner Radikalen und Anführer im zweiten Freischarenzug von 1845. Bundesrat von 1848—1854.

Reden vom eidsg. Schützenfest in Glarus allein als solche beachtet zu werden. Die kleinern Toaste habe ich deswegen beigefügt, weil aus ihnen etwas Freies, Vaterländisches spricht und Dir in denselben das Schützenleben ein Wenig veranschaulicht wird.

Küsnacht, 4. Oktober 1847. Johannes Nußbaumer.

[... Die Reden] betreffend muß ich wiederholt bedauern, daß ich Dir nicht mehr bieten konnte; es ist alles, was mir zu Gesicht kam. Vielleicht entschädigen Dich die mitfolgenden Großraths-Verhandlungen mit mehreren Voten der Herren Bürgermeister Furrer [1]) und Dr. A. Escher [2]) (nun Staatsschreiber) dafür; wenigstens wird es Dir nicht unwillkommen sein, den gesammten Gang jener Berathungen hier ausführlich zu lesen. Wenn Du nun einige Beispiele schweizerischer Beredsamkeit für geeignet findest, Deinen Mitschülern vorzulegen, so wünsche ich, ihr Urtheil darüber zu vernehmen. Ich kann mir gar nicht erklären, wie diese Leute unsere Bildung so geringschätzen durften; sie werden sich doch nicht für gescheidter halten, als viele, viele schweizerische Talente, oder sie müßten in der That einen selt-

---

[1]) Jonas Furrer, geb. am 3. März 1805, gest. am 25. Juli 1861, Führer der Zürcher Liberalen, war 1845, als das konservative Regiment zusammenbrach, zum ersten Amtsbürgermeister und 1846 zum Präsidenten des Großen Rates gewählt worden. Später der erste Bundespräsident der neuen Eidgenossenschaft.

[2]) Joh. Heinrich Alfred Escher, geb. am 20. Februar 1819 in Zürich, gest. daselbst am 6. Dezember 1882. Der Eintritt dieses später einflußreichsten liberalen Führers ins öffentliche Leben fällt in die Zeit der sturmbewegten Sonderbundsperiode. Schon 1844 wurde er in den Großen Rat gewählt und half 1844/45 das konservative Regiment stürzen; wiederholt vertrat er Zürich auf den Tagsatzungen. 1847 wurde er Staatsschreiber und — als jüngstes Mitglied — Präsident des Großen Rates. 1848 trat er in die Regierung ein, dann in den Nationalrat, den er 1849/50 präsidierte. Seine spätere großzügige, vielseitige Tätigkeit liegt außerhalb des zeitlichen Rahmens dieser Briefe.

samen Begriff von unserm Land oder aber gewaltigen Eigendünkel besitzen. Uebergehe im nächsten Brief diesen Punkt nicht, und melde, welche Reden Dir am besten gefallen haben.

Halle, 13. Dezember 1847. Gottfried Nußbaumer.

Für die trüben Stunden, die dem patriotisch schlagenden Herzen aus den Wirren der geliebten Heimath entsprießen, wird ihm bei dem Hinblick auf das neu sich entwickelnde, glücklichere Vaterland wiederum als Ersatz eine Seligkeit bereitet, der die sorglose egoistische Seele ewig ermangelt. Meine Lieben, der Zeiten werde ich immer gedenken, da die Eidgenossenschaft sich mit dem Sonderbund schlug, und nicht nur der Tage des thätlichen Kampfes, derjenigen besonders, die seinem Ausbruch einleitend vorhergingen. Abgesehen einmal von der großen objektiven Bedeutung der jüngsten Vergangenheit, wird sie mir fortwährend wegen des subjektiven Einflusses auf mich in lebendigster Erinnerung sein. Ich glaube, es war keine Stunde während des ganzen Sommers, da mein Geist sich nicht lebhaft mit dem Vaterland beschäftigte, mit den Dingen, die da kommen sollten. Je klarer mir durch Studien der Genius der Schweizergeschichte entgegentrat, je mehr ich mir der hohen Aufgabe bewußt wurde, die die Eidgenossenschaft, einmal als Staat im Allgemeinen, dann als Republik im Besondern, sowohl für sich wie in der Reihe der europäischen Völker, zu lösen verpflichtet ist, desto niederschlagender war der Gedanke, daß so viele unreine, ja teuflische Elemente in dem Getriebe der Staatsmaschine herumschreiten, um dieselbe gänzlich zum Stocken zu bringen oder vor Vollendung der Arbeit zu zersplittern. Wo ich ging, war mein Inneres im Vaterland, und selbst in den Träumen der Nacht, werdet Ihr's glauben? war ich Politiker; so sehr, so beunruhigend wirkte auf mich das sich entwickelnde Drama der Schweiz. — Die Sachen haben sich geändert. Siegesfreude hat den Kummer verdrängt, und die Erinnerung ans Vaterland

ist mir Erquickung. Mit gerechtem Stolze, wie die Neue Zürcherzeitung sich ausdrückt, darf der Alpensohn wiederum seiner Heimath gedenken und ausrufen: Ich bin ein Schweizer. Die Eidgenossenschaft hat in den letzten Tagen sehr viel gewonnen und frühere Mißgriffe vergessen gemacht. Sie hat sich die hohe Achtung aller gebildeten Völker erworben, und daß die Regenten, daß Europas Despoten gerade in der großen Stunde der Entscheidung verstummten, beweist auf's Schlagendste, daß das Recht, die treffliche Haltung der Tagsatzung, daß die Begeisterung des eidgenössischen Heeres (fast 100 000 Mann!) ihnen unwillkürlich eine geheime Bewunderung abzwang, wodurch der reiche Quell ihrer Intriguen auf einmal versiegte, ihre höllische Phantasie plötzlich verarmte an Kniffen und sie zu verblüfften, thatenlosen Zuschauern des großen Schauspiels gemacht wurden. Seit langem hat der Republikanismus der Schweizer sich nicht so entschieden, so thatkräftig gezeigt; noch nie die Diplomatie der Kabinette sich so furchtbar blamirt. Das Interesse, das man hier wie überall an der Schweiz nahm, war ein allgemeines, wie ich selbst die Bemerkung machte, und wie mich auch H. Rector Eckstein[1]) versicherte von den Männern, mit denen er Gesellschaft zu haben pflegt. Wir (Hilty und ich) sprachen gelegentlich manchmal mit ihm über die schweizerischen Verhältnisse; wir bekamen von ihm oft Nachrichten, die er aus der Zeitung entnommen, die wir aber meistens ebensobald und ebensogut erfahren hatten wie er. Als ich einmal spazierte, begegneten wir uns zufällig und eine volle Stunde sprachen wir nur von Politik. Daß ich dabei etwas feurig wurde, könnt Ihr Euch denken. Mit der bittersten Galle gedachte ich

---

[1]) Friedrich August Eckstein, geb. am 6. Mai 1810 in Halle, wurde 1842 Rektor der Hauptschule und 1849 (neben Niemeyer) Kondirektor der Francke'schen Stiftungen, nachdem er schon vorher als Lehrer des Deutschen und Lateinischen an der Schule gewirkt und große Erfolge erzielt hatte. 1863 siedelte er, zum Rektor der Thomasschule gewählt, nach Leipzig über. Er starb am 15. November 1885.

der meineidigen Diplomatie der Kabinette und ihrer jämmerlichen Kniffe, besonders hatte ich es auf die zwei bedeutendsten diplomatischen Gaukler der Gegenwart abgesehen, auf Metternich und Guizot. Ich kann Euch in der That nicht beschreiben, wie ergrimmt ich fortwährend auf diese Schurken war. Nun, daß sie, besonders der letztere mit seinen „Des Debats“ [1]), so jämmerlich durchfielen, ist meine Freude groß. Der Congreß, von dem man spricht, zeugt auf's Treffendste von der großen Gehirnschwäche der „schlauen“ Diplomaten und Minister Europas, dieß im höchsten Grade lächerlich, kann höchstens die Schweiz noch mehr erheben. — Aber — werdet Ihr fragen, woher hast Du diese Aufschlüsse und Nachrichten? Nur ruhig, meine Lieben, weder durch Spione noch etwa, was am Ende auch denkbar wäre, durch einen geheimen Briefwechsel mit einer Geliebten aus der Schweiz, die nebst ihren Herzensergießungen sich entschlossen hätte, mir zu Ende in wenigen Zeilen auch eine politische Begebenheit spärlich zu schreiben, — durch Zeitungen werde ich belehrt von der Gegenwart. Hilty und ich gehen etwa in Freistunden auf ein Caféhaus, trinken da eine Tasse Café und lesen nach Herzenslust die Zeitungen, unter denen sich wirklich einige sehr gute befinden, die wenigstens mit der Schweiz sympathisiren; vor allen die Heidelberger oder Deutsche Zeitung, von den ausgezeichneten Gelehrten: Gervinus, Mittermaier, Häußer [2]) und andern redigirt. — Aber, ich erschrecke! Schon zwei volle Seiten nichts als Politik und allgemeine Tagesangelegenheiten! Ich fühle die Unbescheidenheit sehr, Euch so lange mit meinen Betrachtungen und Urtheilen über diese Sache hinzuhalten; aber verzeiht, meine Lieben, Euerem Gottfried diese Schwachheit, der es wirklich nicht über

---

[1]) Das Journal des Débats war trotz einer gewissen Unabhängigkeit doch eine der stärksten Stützen der Julimonarchie.

[2]) Alle drei, Gervinus, der Historiker und Literaturhistoriker, 1805—1871, Mittermaier, der Jurist, 1787—1867, und Häußer, der Geschichtschreiber, 1818—67, waren zu dieser Zeit Professoren in Heidelberg.

sich bringen konnte, die Politik besonders diesmal — etwa ganz aus dem Spiele zu lassen? — Nein, sie nur als Nebensache zu betrachten. Wie ich Euch nun aber mit meinen Reflexionen zu belästigen die Freiheit hatte, so bitte ich von Euch dagegen um das Vergnügen, mir im nächsten baldigen Briefe Euer Urtheil und Euere Beobachtungen über die letzte Krisis mitzutheilen. Jetzt zu Anderem. Schließlich nur noch, daß ich über den Lauf der Dinge recht froh und aufgeweckt bin.

Die Reden, die Du Dir Jean, die Mühe nahmst, abzuschreiben, haben mich sehr, sehr gefreut. Wie soll ich Dir danken für alle Deine Güte? Es soll später besser geschehen. Die Rede von Ochsenbein ist vor allen hervorzuheben; sie ist höchst vortrefflich. Seinen politischen Scharfblick bewunderte ich; ich umarmte ihn seines patriotischen glühenden Herzens wegen. Die Eleganz, die Phantasie, der poetische Schmuck seiner Darstellung hat mich entzückt. Ich kann die Rede auswendig, denn ich las sie fortwährend. Ich theilte sie einigen meiner Schulgenossen mit, die sehr tüchtige Köpfe sind, und der Eindruck, den sie bei ihnen gemacht, war ganz der nemliche. Sie haben eine hohe Meinung gefaßt von der Entwicklung der Beredsamkeit in der Schweiz und sind überhaupt von ihren frühern, oft ganz irren und beschränkten Urtheilen von dieser Republik zurückgekehrt. Daß sie diese einst hatten, ist nur die vermaledeiete Aristokratie schuld und klägliche Zeitungsschreiber, die bei jeder Gelegenheit ihr eckelhaftes Gift nach uns ausspucken. Seid versichert, ich lasse keinen Anlaß vorübergehen, wo ich mit dem gerechten Stolze eines freien Mannes meine Umgebung von den wahren Verhältnissen und der wahren Freiheit meines Vaterlandes unterrichten kann, und der Gedanke ist mir schmeichelhaft, in dem kleinen Kreise, der mich umgibt, zur würdigen Anerkennung meiner Heimath Etwas beigetragen zu haben. Indeß mache ich mir hierbei die strengste Wahrheit zu Pflicht; denn der Patriotismus ist mir verachtungswerth, der diese, der überhaupt den Menschen über dem Vaterland vergißt. Nur weil sie wirk-

lich, wahrhaft frei ist, liebe ich von ganzem Herzen die Schweiz, nicht etwa deßwegen, weil sie Schweiz, weil sie meine Heimath ist. Der instinctive Patriotismus muß sich zur bewußten, sittlichen Vaterlandsliebe erheben; erst dann hat er seine volle Berechtigung, erst dann kann er auch wahrhaft Großes und Menschliches bezwecken. Sonst wird er anstößig, oft lächerlich. Ein solcher Patriotismus ist zugleich auch Kosmopolitismus und beleidigt den abstracten Philosophen auf keine Weise.

Ich hege nun überhaupt, und ich glaube mit vollem Rechte, die kühnsten Hoffnungen von der Ausbildung Alles dessen, was in die politische Sphäre der Eidgenossenschaft einschlägt, und damit ist ganz natürlich der Glaube verbunden, es werde auch das literarische, wissenschaftliche Leben und vielleicht auch die Poesie in der Schweiz einen neuen Aufschwung erhalten; denn beide, das politische und das wissenschaftliche Gebiet grenzen vielleicht näher aneinander, als Mancher sich zu denken getraut. Gott schirme und segne das Vaterland! die Menschheit!

Halle, 29. Dezember 1847. Gottfried Nußbaumer.

Schilderung der Weihnachtsverlosung.

Nach der Verloosung wurde Punsch getrunken und wir vergnügten uns dabei ganz vorzüglich gut. Hilty nemlich und ich und uoch ein dritter unterhielten uns mit Dr. Niemeyer und Dr. Rienäcker (einem ausgezeichneten Theologen und Lehrer, der zugleich mein Inspectionslehrer ist, mit dem ich mich sehr verstand; jetzt scheidet er von uns). Sie nahmen ihre Stühle und setzten sich gleich anfangs zu uns her. Das Gespräch fiel alsbald auf — Politik, ohne daß wir dabei die Initiative ergriffen. Es ist den Lehrern wohlbekannt, daß wir uns in Freistunden eifrig mit diesem Gegenstand beschäftigen, und weit entfernt, daß sie eine solche Unterhaltung im geringsten mit scheelen Augen ansehen, wie es besonders, — dieser große Mann ist mir einmal stets in Erinnerung, wo ich ein Beispiel brauche von Dummheit, Gehäßigkeit, Heuchelei, Erbärmlichkeit des Charakters — der

Fall war bei Herr Seminardirector Doctor Bruch [1]) aus Lausanne, fangen sie manchmal, wie Ihr eben ersehet, selbst zuerst an, über Politik zu sprechen. Natürlich bildete die Schweiz den Mittelpunkt unserer Erörterung. Wir mußten sie nur gegen unsere Mitschüler vertheidigen; Dr. Niemeyer und Rienäcker sympathisiren völlig mit ihr, d. h. mit den Eidgenossen. Niemeyer hat sehr umfassende Kenntnisse und ein scharfes, treffliches Urtheil. Ein warmer Freund des Fortschrittes und ein Kind des Jahrhunderts ist ihm die Politik nicht fremd, obgleich seine Ansichten darüber in Preußen keine Herausforderung finden. Auf der ganzen Schule ist er am meisten geachtet. Die beiden Hh. Lehrer sprachen mit uns so wie mit Ihresgleichen, ohne jene kalte, erzwungene Würde anzunehmen, wie man sie meistens bei Vorgesetzten, bei beschränkten Gehirns, gegen andere antrifft. Wir unterhielten uns mit ihnen wie mit Unsersgleichen, ohne alle Furcht und Scheu über noch andere Punkte als die Politik und zwar etwa gegen drei Stunden. Wie wir nachher erfuhren, sollen sich die andern darüber aus verschiedenen Ursachen furchtbar geärgert haben; was uns freilich höchst gleichgültig sein kann. Am folgenden Morgen schickte mir Niemeyer ein Blatt, dessen Redacteur ein fanatisch pietistischer, beschränkter elender Pfaffe ist. Es stand in demselben ein Aufsatz von Professor Leo [2]), wo dieser Cathederheld mit allem Gifte der Verläumdung, der frechsten Lüge, die Schweiz angreift. Die Eidgenossen hätten sich feige gezeigt; sie wären davongelaufen u. dg. Von ihrer kannibalischen Grausamkeit weiß man nicht genug des Fürchterlichen zu erzählen, und selbst der humane

---

[1]) Dr. Heinrich Bruch von Wädenswil, 1801—1855, früher in Lausanne, wirkte unter dem konservativen Regiment als Direktor des Lehrerseminars Küsnacht von 1840—1846.

[2]) Der Historiker Heinrich Leo, 1799—1878, war einst eifriger Burschenschafter. Später wich er von seinen liberalen Ansichten immer mehr ab und wurde zuletzt Mitarbeiter der Kreuzzeitung und Gegner jedes Fortschritts.

Ochsenbein, der vor den Leichenhügeln bei Malters den Rachesturm seiner ergrimmten Berner mit seltener Überwindung, mit jener ächt christlichen Liebe, wie sie Jesus gelehrt, beschwor, Ochsenbein wird von dieser ekelhaften Zunge in einer Weise begeifert, wie es nur der niedrigste Charakter über sich gewinnen kann. Und dabei will H. Leo, denkt Euch! diese Verrücktheit, noch ein eifriger Anhänger des Christenthums sein. Ich wußte früher schon, daß er ein Vertheidiger und Beförderer des Obscurantismus ist, allein von einer so bemitleidungswürdigen Seite lernte ich [ihn] erst jetzt kennen; und da ich ihn nicht mehr achten kann, kann ich ihn auch nicht mehr besuchen. Ich bedarf auch seiner nicht. Ich gab bei Niemeyer mein rücksichtsloses Urtheil über diese Angriffe ab; und er war mit mir einverstanden. Er hält sich ebenfalls besonders an die Deutsche Zeitung von Gervinus und andern, die er als eine der geistreichsten und zuverlässigsten beurtheilt.

1848.

Weesen, ... Februar 1848. Johannes Nußbaumer.

Indem ich vorerst drei Deiner Briefe beantworte, habe ich Einiges über unsere politischen Wirren zu bemerken. So sehr dieselben jedes Gemüt, wenn auch in verschiedenen Richtungen, beschäftigten, so scheinen sie jetzt doch so ziemlich gleichgültig behandelt zu werden. Es mag dies einerseits die Ruhe oder Erschlaffung sein, in die der Mensch nach heftiger Anstrengung fällt, anderseits ist es jedenfalls ein Zeichen, daß sich das Volk beinahe nichts mehr um das Vergangene bekümmert, und darin muß ich ihm Recht geben. Nach allen Zurüstungen beider Parteien erwartete man einen für die Eidgenossenschaft auf lange Zeit entscheidenden Schlag. Es ist wahr, der Krieg ist geendet, die eidsgenössischen Truppen haben gesiegt, aber die glückliche Existenz der Schweiz ist nicht erkämpft. — Es galt dem Kampfe gegen den Sonderbund, oder, weil dieser mit

unsern Aristokraten die gleichen Sympathien äußert, dem Kampfe gegen diese im Allgemeinen. Um Ruhe zu erzwecken, hätten sich entweder unsere Gegner freiwillig dem Willen der liberalen Mehrheit unterwerfen oder von dem Stärkern erdrückt werden müssen. Weder das Eine noch das Andere ist geschehen; das Feuer glimmt unter der Asche fort, und ich bin fest überzeugt, daß es wieder ausbrechen werde. Es wird doch niemand glauben wollen, daß da, wo der Hang zum Obscurantismus gleichsam zur andern Natur geworden, so bald etwas Besseres eintrete. Wo dieser die Oberhand hat, wird im Gegentheil durch die nun den Schuldigen auferlegten Lasten der Haß gegen die Neuerer sich zum Todfeinde stempeln. — Auch ist fremde Intervention nicht als ein bloß Hirngespinnst anzusehen. Unsere Partei des Auslandes ist tief genug gesunken, um dieselbe herbeizurufen, Schritte, welche sich indeß nie rechtfertigen können. Und woher nimmt dann die Schweiz bei solcher Zerrissenheit die Kraft, der Gewalt des Mächtigen mit Erfolg entgegenzutreten? Dann würden die Interventionslustigen zusammenstehen und unfehlbar eine Umwälzung, den Sturz der Eidgenossenschaft erzwecken. So denke ich mir die nächste Zukunft der Schweiz, mit mir noch viele, hoffe aber und glaube, daß aus den Trümmern der Geist der Freiheit neu belebt wieder aufblühen und unser Vaterland stark, wie ehemals, machen werde.

An diese Betrachtung schließt sich die Beantwortung der Frage an, wie wir uns bei den letzten Ereignissen benahmen. Was den Vater anbetrifft, so freute ihn zwar der Sieg der eidgenössischen Armee, im Uebrigen aber hielt er sich mehr passiv. Mehr waren die Mutter und ich für die Sache eingenommen, und beschämend, schimpflich kam es mir vor, in den Reihen meiner Mitbürger für meine Ueberzeugung zu kämpfen. Sehr willkommen wäre mir, da es der Erfüllung einer ernsten, heiligen Pflicht galt, der Ruf der Regierung gewesen, und ich versichere Dich, daß ich jederzeit bereit sein werde, für die Rechte der Heimat einzustehen.

Halle, 2. April 1848. Gottfried Nußbaumer.

Sehr freute es mich, zu vernehmen, daß die Mutter an den letzten politischen Wirren bedeutendes Interesse gehabt. — So wünsche ich's mir. Die Frauen republikanischer Staaten dürfen der Politik nicht fremd sein; denn sie haben ja die besondere herrliche Aufgabe, wackere freie Bürger in den Kindern zu erziehen. Ihr Pflichtenkreis in der Erziehung ist ein ungleich weiterer, edlerer, als wenn sie in monarchischen Staaten lebten. Da gab's von jeher nur getreue Unterthanen, die nur die Pflicht des Gehorsams kannten. Jetzt scheint's etwas anders zu werden. Das schönste Vorbild für die Mütter in Republiken bleibt stets die Cornelia in Roms Geschichte, deren hohe Tugenden die Römer nicht trefflicher zu bezeichnen wußten, als indem sie sie nannten „die Mutter der Grachen" (Cajus und Tiberius Grachus, von denen mich der erste immer begeistert, so oft ich in Plutarch seine Biographie durchlese).

Halle, 2. Juli 1848. Gottfried Nußbaumer.

Wir hatten letzthin auch eine Disputation über die Frage: „Soll Deutschland Elsaß und Lothringen jetzt wieder erobern?" Die bejahende Verfechtung dieser Frage wurde vorerst einem übertragen; allen aber schien eine Wiedereroberung so ausgemacht, daß sie es kaum der Mühe werth hielten, noch dafür zu sprechen. Ich freute mich sehr darüber; denn man konnte um so besser, um so hartnäckiger opponiren, und sprach man überzeugend, um so größere Ehre. Ich erörterte die Frage, über die ich allerdings manchmal nachgedacht, von politischem, nationalem und von dem Standpunkte des Jahrhunderts aus, während ein zweiter noch das historische und moralische Recht kürzlich in Betracht zog. Der Lehrer, Niemeyer, freute sich, wie er sich nachher ausdrückte, sehr über die Lebhaftigkeit, mit der die Disputation gehalten wurde. Nach seinem Urtheil, nach dem

Urtheil auch fast aller Mitschüler, war der Sieg zuletzt auf Seite der Opposition.

Küsnacht, ... August 1848. Johannes Nußbaumer.

In der Schweiz ist gegenwärtig Ruhe. In den nächsten Tagen wird über die neue Bundesverfassung abgestimmt, die Du wohl aus den Zeitungen kennst. Ich zweifle nicht daran, daß sie angenommen werde. Es wäre ja himmelschreiend, nach den bedenklichen Ereignissen des letzten Jahres dem alten Bund abermals die Hand zu reichen.

Die Eisenbahn ist bis Baden hergestellt und bis dorthin, wenigstens zur Sommerszeit, sehr frequentiert; übrigens aber eine Lächerlichkeit, wenn sie nicht bis Basel fortgesetzt wird. Wegen der gegenwärtigen Geldkrisis muß dies jedenfalls für einsweilen unterbleiben.

Halle, 31. August 1848. Gottfried Nußbaumer.

Ich kann mich nicht enthalten, gegen Euch mein Urtheil über die neue schweizerische Verfassung auszusprechen; es ist ja eine Sache, die für uns alle von hoher Wichtigkeit ist. Im Ganzen genommen, gefällt sie mir sehr. Sie ist der nordamerikanischen mehr oder weniger nachgebildet; diese ist es der englischen; und die englische hat sich seit Jahrhunderten bewährt und an Montesquieu in seinem l'esprit des lois einen fast unbedingten Panegyriker gefunden. Das Zweikammersystem ist eine göttliche Einrichtung. Es schützt vor aller Einseitigkeit; es gebietet eine ruhige historische Entwicklung. Nur wünschte ich dem Praesidenten mehr Macht eingeräumt; ich wünschte vor allem, daß ihm, ganz wie dem nordamerikanischen, ein gewichtiges Veto gegenüber dem Nationalrath und den Deputirten der Cantone gegeben würde. So sehr am Ende diese Einrichtung in ihrer Theorie unrepublikanisch, ja unvernünftig scheint, so sehr hat sie sich gerechtfertigt im Leben, in der An-

wendung. Ungefähr 20 mal hat der nordamerikanische Praesident seit 1787 sein Veto angewandt, das ihm nach der Verfassung zusteht (erkundiget Euch darnach, wenn es Euch vielleicht nicht im Gedächtniß ist) und jedesmal hat man nachher eingesehen, daß es für das Land vortrefflich war. Das Detail über unsere Verfassung werde ich nächsten Frühling kennen lernen. Es wird mir lieb sein zu erfahren, was Ihr über mein Urtheil denkt. Jean, ich bitte Dich, schreibe mir auch darüber. Nur noch eine Bemerkung: Es ist wahr, die Verfassung eines Landes trägt viel bei zu dessen Wohlfahrt und Ehre, allein die beste Verfassung hilft einem Staate Nichts, wenn die Bürger sich nicht durch häusliche Tugenden, durch .... Würde, durch religiösen Ernst, durch Patriotismus auszeichnen. Was nützen die Gesetze, wenn man sie zu hintergehen sucht, was nützt eine Verfassung, wenn der Bürger sein Vaterland nicht innig liebt? Dieß zu beherzigen, forderte der erste Präsident der nordamerikanischen Republik, Washington, den Congreß zu Anfang und zum Schluß jeder Versammlung auf; und darin besteht die Größe dieses Mannes.

Küsnacht, 1. November 1848. Johannes Nußbaumer.

Was die neue Bundesverfassung anbetrifft, so sind wir Alle darin einig, daß sie ein wichtiger und nothwendiger Schritt vorwärts sei. Sie läßt zwar noch Manches zu wünschen übrig (für uns wäre unstreitig die Beseitigung des argauischen Consum-Zolles auf geistigem Getränk von großem Nutzen); aber, wer billig denkt, ist zufrieden. Unsere h. Tagsatzung hat ihr Möglichstes gethan. Die Zeit wird bald das Uebrige ordnen. Wenn dem Trieb für Volkswohlfahrt von Seite der Behörden ein redlicher, ordnungsliebender Sinn der Bürger entgegenkommt, dann läßt sich Vieles erwarten. Ein hoher Gewinn aber für die Gegenwart schon ist die feste, ungetrennte Stellung, welche die Schweiz unter den Staaten einnimmt. Deine Ansicht über die

Competenz eines Präsidenten kann ich nicht theilen. Du kannst die Schweiz in dieser Beziehung nicht mit den vereinigten Staaten Nord-Amerikas vergleichen. Diese bilden ein ganz junges Volk. Nach erfolgter Trennung von ihren Mutterstaaten gaben sie sich eine Verfassung, unabhängig von von Alters hergebrachten Sitten und Gebräuchen, ganz so, wie sie ihren Verhältnissen und ihrer Convenienz paßte. Die Schweiz dagegen hat sich seit Jahrhunderten entwickelt. Der Volkswille mit seinen Eigenthümlichkeiten hat sich immer, zeitgemäß, geltend gemacht. Dem Widerstand drohte Gewalt. Einer so ungewohnten, ausgedehnten Machtertheilung würde das Mißtrauen des Volkes entgegenstehen. Zudem läßt sich gewiß von mehreren Personen eher ein gediegenes Urtheil erwarten, als von einer einzigen, und das Veto könnte durch einen irregeleiteten Präsidenten sehr nachtheilig wirken.

1849.

Halle, 12. März 1849. Gottfried Nußbaumer.

Nach glücklich überstandenem Examen wird mein Aufenthaltsort Berlin sein; ich werde wohnen und speisen bei — Herrn Professor Keller; ich werde da mein eigenes Zimmer haben .... Wohl sehe ich auch Flecken in dem Bilde, und es entgeht mir nicht, daß das Wohnen bei H. Professor (Oranienburgerstraße No. 75) auch manchmal sein sehr Unangenehmes hat; nicht weil ich mich genieren müßte, aber in anderen Beziehungen, die ich von Frau Professor Leo weiß. Herr Professor ist bekanntlich sehr hitzig, leicht zum Zorne zu bringen und scharf. .... Natürlich werde ich nie vergessen, überall zuvorkommend, höflich, dankbar zu sein und vor allem aufrichtig, streng wahrheitsliebend. So denke ich, werde ich mich schon halten und mir und Euch und H. Professor keine Schande machen. Eins aber verlangt H. Professor von mir oder wünscht es vielmehr: daß ich königlich gesinnt sei. Wie stelle ich mich zu dieser Forderung?

Urtheilt! Ich bin ein geborner Republikaner und bin aus Ueberzeugung und in der Theorie der eifrigste Anhänger der republikanischen Staatsform; sie scheint mir einmal die vernünftigste, einfachste, natürlichste, die, in der der wenigste Unsinn vorkommt; ich glaube auch, daß sie früher oder später die allgemein herrschende sein werde, daß die Menschheit darauf hindrängt. Schon das ist ja der evidenteste Beweis für ihre relative Vorzüglichkeit (Etwas absolut Gutes und Vollkommenes gibt es einmal auf Erden nicht) daß sie die besten Bürger voraussetzt; Bürger, wenigstens der Mehrheit nach durchdrungen von sittlich religiösem Geiste und bereitwilliger Aufopferungsfähigkeit. Aber gerade der letztere Umstand weist mich auch darauf hin, daß es thöricht ist, eine Republik unter allen Verhältnissen, überall, zu allen Zeiten, einzuführen. Fehlen die Bedingungen, die ein republikanisches Staatsleben möglich und gedeihlich machen, nun, so muß man sich für's erste mit einer anderen Form begnügen. Dieß scheint mir denn auch in Preußen der Fall zu sein. Aus einer absoluten Monarchie gleich zur Republik zu schreiten ist ein Sprung; und Sprünge haben die Entwicklung des Völkerlebens wie des Individuums noch niemals sehr gefördert. Ihr wißt sicherlich schon, wo ich hinaus will: Für Preußen und für Deutschland wäre ich für's erste ein constitutioneller Staatsbürger; doch am glücklichsten befände ich mich in der Schweiz, in dem Lande, das die Freiheit genoß und sich ihr hingab, da Europa noch von fürstlicher Willkühr geknechtet war und sich in der todten Ruhe des Despotismus wiegte.

Daß H. Professor nun ein entschiedener Royalist ist, darüber zerbrechen sich gewiß nicht wenige in Zürich den Kopf; der Contrast zwischen seiner jetzigen Richtung und den liberalen, ja radikalen Grundsätzen, zu denen er sich früher bekannte, ist allerdings grell; allein mir ist er leicht erklärlich. Der Mann besitzt einen ungemeßnen, unersättlichen Ehrgeiz, und diesem Götzen opfert er Alles. Die Gesinnungen sind ihm die rechten, wahren, vermittelst deren er am leichtesten und schnellsten die

höchste Stufe der Ehre zu ersteigen denkt. Grundsätze, Principien sind ihm nur Mittel zum Zweck, und sie richten sich nach seinen Zwecken. Ich gestehe offen, daß mich eine solche Handlungsweise im Grunde meines Herzens abstößt. H. Professor ist ein ungemein kluger Mann, von dem schärfsten, durchdringendsten Verstande; aber ob er ein edler Charakter ist, ein Charakter, an dem man sich erheben und begeistern kann? — O wie schade um ihn!

Küsnacht, 21. März 1849. Johannes Nußbaumer.

Indem wir Dich zu all dem Angenehmen, das Dir im Schooße der Familie Keller erwächst, herzlich beglückwünschen, muß ich doch eines Gegenstandes erwähnen, der uns empört hat. — Ich meine die Zumuthung Herrn Professors, daß Du königlich gesinnt seiest. Nicht daß wir uns anmaßten, Deine Gedanken zu bevormunden; mit Bezug auf Deine Politik würden wir es unterlassen, auch wenn Deine republikanische Denkart nicht volle Beruhigung böte; aber wir würden es tief bedauern, Dich dem schönen Reich der Freiheit entfremdet zu wissen und zu denken, daß Du an der miserabeln Kriecherei serviler Höflinge Wohlgefallen findest. Zwar läßt sich die Sache auch von edlerer Seite betrachten, denn es fehlt an den Höfen keineswegs an sehr achtbaren Charakteren, aber unter solcher Regierungsform müßte die Menschheit ihrer höchsten Blüte ewig fern bleiben. Daß Du übrigens in Preußen und Deutschland ein constitutioneller Bürger wärest, schadet Deiner freiern Richtung nicht; Du hältst das Volk eben noch nicht tauglich, eine so hohe Idee aufzufassen, und es ist nöthig, die Arznei der Natur des Patienten anzupassen. Indeß würde ich Dir rathen, Alles zu vermeiden, was gegenüber Herrn Professor so zu einer Art politischen Glaubensbekenntnisses führen könnte. Auch trachte, von ihm möglichst unabhängig zu sein. Kommst Du aber je in den Fall, Dich ausdrücken zu müssen, so bleibe unbedingt

Deiner Ueberzeugung treu. Fürchte Nichts, gar Nichts! Niemandem steht das Recht zu, die Gedanken zu fesseln. Was Schiller in den Worten, die einst auch auf Dich so mächtigen Eindruck übten:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort —

was er hier aussprach, ist das Lebensbedingniß für die Entwicklung des Menschengeschlechtes.

Wir ehren Deine Abneigung gegen eine Begierde, die sich auf Kosten des sittlichen Gefühls geltend macht. Dein Streben geht dahin, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Es ist der Kräfte würdig, die Dir Gott geschenkt, und damit erfüllst Du Deine Pflicht. Aber auch nur dieses Streben soll Dich leiten. Nicht Ehrsucht sei die Triebfeder, der Wegweiser, der Dich durchs Leben führen soll. Du erkennst ja, wie elend derjenige dasteht, der ihr, der jedem andern, kleinlichen Umstand seine bessere Ueberzeugung opfert. Schön ist es, der Erste, aber köstlicher ist, der Beste zu sein. Der Zufall kann jenen zurücksetzen; sein Glück und seine Ruhe verschwinden, während dieser auch dann noch zufrieden ist und auch über seinem Fall die Tugend lohnende Anerkennung findet.

Berlin, 13. April 1849. Gottfried Nußbaumer.

H. Prof. gibt manchmal bei Tische sein lakonisches Benehmen auf und wird ganz gesprächig, was ich dann natürlich immer treulich benutze, um mich über Manches zu belehren. Die Politik wird uns nicht entzweien. Wir sprechen zwar manchmal darüber, allein oft nur spaßend. Er erklärte sich letzthin dahin, daß er das ächten Liberalismus nenne, alle Schranken wegzuräumen, die der Entwicklung des Einzelnen im Wege stünden, die ihn hinderten, aus dem Hintersten, falls er sich anstrenge

und er Talente besitze, der Vorderste zu werden. Ich fand dieß sehr richtig; in spezielle Fragen ließ ich mich nicht ein. Jene Forderung bezog sich hauptsächlich darauf, daß er es nicht zugeben wollte, daß ich ein preußischer Republikaner sei, dh., daß ich sympathisiere mit unwissenden, eigensüchtigen, rohen Tröpfen, Communisten. Darvor werde ich mich sehr wohl hüten. Überhaupt werde ich noch manche Jahre einer der ruhigsten Menschen, einer der friedlichsten Bürger sein. Ich will noch eine Zeit lang ein stiller Beobachter sein, ehe ich selbst beobachtet sein will. Ich will mir erst Fertigkeiten und Kenntnisse verschaffen, einen sichern Blick, ein festes Urtheil, ehe ich mich hinauswage in die handelnde Welt. — Gefahr also, wie ich anfangs auch dachte, liegt in jener Forderung H. Prof. nicht für mich; und würde auch welche darin liegen, so wäre es höchstens die untergeordnete Gefahr, daß mir die Unterstützung H. Prof. entzogen würde, aber niemals die höchste, daß ich meiner Ueberzeugung, daß ich mir selbst untreu würde und so der Verachtung meiner selbst preisgegeben wäre.

Berlin, 13. Juni 1849. Gottfried Nußbaumer.

In Deutschland sieht's jetzt [1]) lustig aus. Ich traure. Wer hätte dieß sich träumen lassen vor einem Jahr? Welcher Aufschwung! Welche Begeisterung! Welches Ergreifen der alten geschichtlichen Bedeutung Deutschlands! Die Männer von dem edelsten Klange arbeiteten unermüdlich an dem großen Werk! Schon haben sie es vollbracht; der Bau steht vollendet vor uns; da greift plötzlich die kalte Hand des Egoismus und dynastischer Selbstsucht zerstörend ein; Alles fällt in Trümmer. Preußens Politik ist in der That seit Jahren schon so kleinlich, unedelmüthig,

---

[1]) Nach dem Scheitern der Versuche, Deutschland zu einigen. Friedrich Wilhelm IV. hatte am 28. April 1849 die ihm von der Frankfurter Nationalversammlung angebotene Würde eines Kaisers der Deutschen endgültig abgelehnt.

feig, heuchlerisch, halb, kurz, von allem sittlichen, vernünftigen Gehalte so sehr entblößt, daß ich mich nie genug wundern kann, wenn man dießem das Wort redet. Es ist wahr, es hat die Macht; aber ich glaube nicht, daß Millionen von Soldaten vor der Nemesis des beleidigten Zeitgeistes schützen können. Doch ich will aufhören, über diesen Punkt zu sprechen; ich könnte darüber Bogen schreiben.

Berlin, 5. Juli 1849. Gottfried Nußbaumer.

.... Den Wunsch muß ich ... ausdrücken, daß die Schweiz sich muthig, stark, entschlossen zeige in ihrer gegenwärtigen Politik. Man munkelt von einer Note von Seite Preußens an die Eidgenossenschaft wegen der Neuenburgerangelegenheit [1]). Billige Forderungen müssen gehört werden, aber jede Anmaßung weise man mit Verachtung zurück.

Zürich, 21. Juli 1849. Johannes Nußbaumer.

Ohne jeden Zweifel werden uns die Preußen den Krieg machen, und Herr Professor kann Dir wahrscheinlich sagen, ob dadurch für Dich hier Schwierigkeiten erwachsen dürften. O selbstsüchtige Politik! Weil wir ein Gut besitzen, um das uns andere Völkerschaften beneiden, das diese, im Bewußtsein des göttlichen Rechtes, selbst anstreben, grollen die Fürsten, gedenken uns zu unterdrücken. Nun denn! — Mag die freie Schweiz den Märtirertod leiden, sie wird ihn würdig sterben. Sterben? —

---

[1]) Neuenburg war bekanntlich bis 1857 zugleich Kanton der Eidgenossenschaft und preußisches Fürstentum. Im März 1848 stürzten die republikanisch gesinnten Neuenburger mit Hilfe des Bundes, der nach einigem Zögern zu ihren Gunsten eingriff, das aristokratische Regiment. Daraus gingen Reibereien zwischen der Eidgenossenschaft und Preußen hervor, die aber vorläufig keine ernsthafte Wendung nahmen, weil Preußen mit seiner Märzrevolution und ihren Folgen genug zu tun hatte.

Nur durch Uebermacht. Ich freue mich, daß die Mutter auf das sich entfaltende Trauerspiel so gefaßt ist. Sie würde wohl das Aeußerste wagen.

Berlin, 25. Juli 1849. Gottfried Nußbaumer.

.... Dieß ist der eine Punkt, weßhalb ich gleich die Feder ergriff; der zweite, o Ihr wißt ihn alle — der Krieg! Also wirklich?! Das Trauerspiel soll beginnen? Es beginne! Die Schweizer werden ihre Rolle gut und blutig spielen. Sie haben von Jugend auf gelernt, das Centrum der Scheibe zu treffen; sollten sie auf das Herz ihrer Feinde minder gut zielen? — Alles, Alles erhebe sich zum Kampfe und rufe dem eckelhaften Uebermuthe dießer Preußen unter Kanonendonner und Stutzerknall zu: „Bis hieher und nicht weiter.“ Ich wünsche den Krieg, ich wünsche ihn aus vollem Herzen; ich habe ihn schon lange, schon seit Jahren gewünscht, den Krieg der Eidgenossenschaft mit irgend einer Macht des Auslandes. Eine flammende Röthe, ein verzweifelndes Knirschen ergriff mich stets, wenn ich die Geschichte der Schweiz seit 1830 las oder seit 1815, wenn ich las, welche freche Forderungen diese Mächte von jeher an die Schweiz gestellt; wie sie alle Verträge, alles Recht, alle Vernunft mit Füßen traten, wenn es galt, gegen die Schweiz zu chicanieren; wie sie sich, wenn die Schweiz sich etwa, was freilich, zu unserer Schande sei es gesagt, sehr selten geschah, etwas energisch zeigte, als Beleidigte stellten und die guten Schweizer fast zwangen, um Verzeihung zu bitten. Wenn ich dieß las, ach und noch viel mehr, viel Schändlicheres, dann, dann war mein erster Wunsch: Mag sich bald, so bald als möglich ein furchtbarer Krieg erheben, worin sich die Schweiz wieder Achtung verschaffen kann und Furcht vor dem Auslande, aber vor Allem, wodurch die Schweiz ein gerechtes Selbstvertrauen, (dieß war ihr großer Fehler) wieder bekäme. Dieß Selbstvertrauen gewinnt sie in Gefahr, sie gewinnt es durch den Krieg; daß sie

unterliege, daran denk' ich nicht. Und wenn sie dieß Selbstvertrauen hat, dann wird das schöne Land der Alpen, der gepriesene Boden der Freiheit, aufhören, eine Stätte zu sein für die Gaukeleien ausländischer Diplomaten, der elenden Klasse von Menschen, die hinter dem frechsten Hohne und Uebermuthe die lächerlichste Feigheit verbergen. Vollends dießes Preußen; .... dieß Conglomerat von Uebermuth, Barbarei, Servilität, Prahlsucht; die Schweiz hat Preußen noch zu danken wegen der Niederträchtigkeit vom Sonderbunde her; die Schweiz thue es mit den Waffen, sie thue, indem sie seinem Heere ein stilles Grab erschließe. Daß die Preußen die Schweizerscharfschützen fürchten, weiß ich, und auch Ihr sollt es wissen. Darum getrost! Wer muthig seine Pflichten erfüllt, dem wird Gott helfen! Du aber, theuerster Bruder, zeige unsern republikanischen Mitbrüdern, wie man schon lange beschimpft, wie den feigen Großmächten besonders von jeher alle Mittel erlaubt waren, die Schweiz in den Augen Europas herabzusetzen, ihre Selbstständigkeit zu gefährden, ihre Freiheit zu vernichten; zeige dieß ihnen aus der letzten Geschichte; halte ihnen vor das beschämende Bild derselben, entflamme ihr Freiheitsgefühl und ihre Rache gegen die Unterdrücker, sage ihnen, was unserer Väter dachten, thaten, wie sie starben, rufe ihnen zu: Ein schöner ehrenvoller Tod besser denn ein ehrloses, tugendloses Leben.

Berlin, 28. Oktober 1849. Gottfried Nußbaumer.

Gottfried Nußbaumer hat die Sommerferien daheim in Goldbach zugebracht, ist aber auf Beginn des Wintersemesters eben wieder nach Berlin zurückgekehrt.

.... Ueber meine Reiseroute sage ich Nichts; sie ist Euch bekannt, und ich wüßte auch nicht viel Interessantes darüber zu berichten. Nur Eines muß ich aussprechen .... Es ist dieß das gemischte Gefühl des heitersten Frohsinns und einer niedergeschlagenen Wehmuth, das ich empfand bei meiner Durchreise

durch Baden[1]). Dieß Land, wie schön liegt es da! Waldige Berge, zu denen schöngeformte anmutige Hügelketten, am Fuße mit niedlichen Weinbergen umlagert, gleichsam wie ein Sohn zu seinem Vater hinaufblickend, heranstreben, fruchtbare Thäler, die dem fleißigen Landmann keinen seiner Wünsche versagen, und in diesen nette, reinliche Dörfer und Flecken, deren hervorragende gothische Kirchthürmer das frohe Bild der Gegend malerisch, reizender machen; so bietet dieser schmale Strich in seiner bunten, wohlthuenden Abwechslung und Mannigfaltigkeit den Anblick eines reichlich gesegneten Landes dar. — Aber dieß gesegnete Land, wie unsäglich unglücklich in diesen Tagen! Dieß schöne Land, befleckt mit dem Blute so vieler, die eine fanatische Partei und rohe Krieger als Dankesopfer für ihren unberechtigten Sieg über die andere dem gottlosen Götzen des constitutionellen Königthums schlachtet. — Dieß Land, wie noch einige andere, so unglücklich geworden durch die Macht, die in der Gegenwart die traurige Bestimmung zu haben scheint, die jungen Saaten der Freiheit entweder mit der Gewalt der Bajonette ohne Weiteres zu zermalmen oder sie durch den Pesthauch, den sie aus den dunkeln Räumen der Kabinette über dieselben ausgießt, allmählig welken zu machen und sterben zu lassen. — Preußen geht einem schweren Verhängniß entgegen!

1850.

Berlin, 22. März 1850. Gottfried Nußbaumer.

Das Kriegsgeschrei, das alle Zeitungen in Europa anstimmten, wäre sehr geeignet gewesen, mir Hoffnung auf eine recht baldige Rückkehr zu machen, hätte ich nur einen Augenblick trotz

---

[1]) Nach der Revolution von 1849, die Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., mit preußischen Truppen im Sommer des Jahres niederwarf.

allen Geredes und Geschwätzes, trotz aller Conjuncturen und Wichtigthuereien der sogenannten schlauen Diplomatie, hätte ich, sage ich, nur einen Augenblick die feste Ueberzeugung verloren, daß Alles eitel — Faselei, Waschweibergeschwätz, Dummheit sei, wie die großen Herren selbst, die zu dem ganzen Gerede Anlaß gaben ... Uebrigens thut die Schweiz wohl, nichts zu vernachlässigen, sich stets bereit zu halten, eingedenk der Worte Johann von Müllers: „Ein Staat, so klein er auch sei, kann in Augenblicken, da er es am wenigsten vermuthet, aufgerufen werden, um vor Europa zu zeigen, wer er sei". Könnte ich unsern schweizerischen Staatsmännern doch nur dieses kleinliche Klügeln, diese ängstlichen Vorsorgen, dieses kalte, sorglose Berechnen nehmen, womit sie durch ohnmächtige feige Nachgiebigkeit und Laviren sich stets am besten vor etwa drohenden Gefahren sicher zu stellen glauben, vor Gefahren, die meistens gar nicht einmal vorhanden sind; für den wenigstens gewiß nicht, der mit starkem männlichem Muthe, mit einem Herzen voll Schwung, Erhabenheit und Begeisterung sich an die Wirklichkeit macht und keine Gefahren, kein Unglück kennt, als die, seine Pflichten nicht zu erfüllen, als die, seine Ehre und Selbstständigkeit zu compromittiren oder einzubüßen. — Wahrlich, die Blätter unserer Geschichte, die von der auswärtigen Politik der Schweiz seit 30 Jahren Kunde geben, gehören nicht zu den schmeichelhaften und gewähren Einem keinen andern Genuß — als fortwährendes Erröthen! Doch vielleicht wird es noch einmal anders kommen! Ich hoffe, ja ich glaube es. Wenn ich hier nur die eidgenössischen Archive hätte!

Berlin, 6. Juni 1850. Gottfried Nußbaumer.

.... Daß in Zürich die Maiwahlen im Allgemeinen gut und ganz in alter Weise ausgefallen sind, ist natürlich ..... Von dem Speziellern, was ich darüber weiß, ist mir das Merkwürdigste und zum Theil sehr erfreulich, daß Treichler, der ver-

schriene Treichler[1]), mit Escher, in Wiedikon, glaub' ich, ist's, so hartnäckig concurrirte. In Bern muß jedenfalls ein bedeutender Umschwung in der öffentlichen Meinung erfolgt sein. Wenn indeß dort die conservative Partei wieder wesentlichen Einfluß erringen sollte, so ist mir weniger bang um die politische Freiheit des Volkes; diese ist vom Bunde garantirt, und gesichert durch die Freiheitsliebe des Volkes; auch nicht um die innere Verwaltung des Bernerstaates; denn es sind in diesem Punkte allerdings bedeutende Fehler gemacht worden in den letzten Jahren. Woran ich am meisten denke, das ist die äußere Politik. Zu dem schüchternen Mißtrauen, das bis dahin unsere Staatsmänner in die Kräfte des Volkes setzten, selbst da, wo sie sich durch das Recht verdoppelten, zu dem Mangel an kühner Thatkraft, an antiker Charakterstärke, an gehobener Begeisterung, die sie so wohl aus unserer großen Heldenzeit schöpfen könnten, zu allem diesem gesellten die Conservativen als fünftes Element noch den niederträchtigen Egoismus eines servilen Willens. — Und was wäre die Zukunft der Schweiz? Aber ehe ich mich solchen Befürchtungen hingebe, sollte ich mich billig besinnen, daß Bern nicht die Schweiz ist. — Ich komme noch einmal auf Zürich zurück. Wie ist es denn eigentlich mit Escher? Ist er wirklich populär, wahrhaft populär? Und wenn dieß ist, verdient er dieße Auszeichnung? oder verdankt er seinen Nimbus, seinen Einfluß mehr dem Glanze seiner Geburt und der parteiischen Achtung seines Reichthums, als der Reinheit des Willens? Ich habe in meiner nächsten Umgebung vor einiger Zeit Gerüchte,

---

[1]) Johann Jakob Treichler, geboren 1822, gestorben 1906 als Professor an der juristischen Fakultät der Universität Zürich. Infolge kommunistischer und sozialistischer Umtriebe mußte er den Kanton Zürich 1846 verlassen. 1849 kehrte er wieder zurück und stieg nun, nachdem er sich politisch gewandelt hatte, von Amt zu Amt: 1850 wurde er Mitglied des Großen Rates, 1852 Nationalrat, 1856 Regierungsrat unter dem „System" Alfred Eschers, bis 1869. 1872 übernahm er seine Professur an der Universität.

oder mehr als Gerüchte gehört, die keineswegs zu Gunsten sprächen, wenn sie wahr wären. Daß er Ehrgeiz hat, das ist wohl unzweifelhaft; aber unglücklich der junge Mann, der diese Leidenschaft nicht kennt. Wenn die Bestrebungen dieser heftigen Seelenregung mit dem wahrsten Interesse des Volkes harmonisch Hand in Hand gehen, so kenne ich keine erhabenere, fruchtbarere Tugend. Ich bitte, erkundige Dich ein wenig, Jean, und schreibe mirs.

Hier, in Preußen, und speziell in Berlin, haben wir ein abscheuliches Regiment, das unter der Larve der konstitutionellen Monarchie Gewaltstreiche begeht, gegen die die willkürlichen Machtsprüche eines sich selbstbewußten Despotismus erbauliche Gesetzlichkeiten sind. Das Heiligthum der Schwelle gänzlich mißachtet und der stille Friede des Hauses durch Nachsuchungen, Ausforschen und durch die Brutalitäten viehischer Polizeisoldaten nach Laune gestört; die friedlichsten, uneigennützigsten Vereine, die selbst wegen ihres ruhigen Charakters schon vor 1848 bestanden, aufgelöst und auseinandergejagt; Verhaftungen die Unzahl, aber nirgends will sich ein Verbrechen zeigen. Processe wegen Majestätsbeleidigung häufiger als zu den Zeiten des Nero und Tiberius. Ein Heer von Spionen, Denunzianten, Verläumdern, die selbst bis in Freundeskreise dringen und das vertrauliche Gespräch zum Gegenstand einer öffentlichen Verhandlung machen. Gesetz, Recht, Verfassung, um das Volk höhnend zu belehren, daß auch ohne dieselben regiert werden kann. Kurz ein Zustand, der auch den ruhigsten Phlegmatiker zur Verzweiflung an allem Heiligen, an Recht und Gerechtigkeit bringen müßte, wenn man nicht sähe, daß das vergeltende Geschick schnell heranrückt. Es sind die letzten Todeskämpfe des Despotismus, der sich an ihnen selbst aufreiben wird. — Schweiz! O mein glückliches Vaterland! Wie bin ich stolz auf dich! Wie herrlich lebt sichs in der unbedingten, vertrauungsvollen Freiheit deiner schönen Thäler und Berge. Angebetete Verfassung meines Landes! nach der ein mäßiges, einfaches Volk sich selbst

weise regiert, ohne mit der Gewalt, die ihren Ursprung mit frecher Gotteslästerung unmittelbar vom Himmel herleitet, in stetem Kampfe zu liegen und die strebsamen Kräfte so fruchtlos zu vergeuden! Edles Land, nach deiner Freiheit, deinen Gesetzen, deinen bürgerlichen und politischen Einrichtungen,. nach deiner Demokratie sehnen sich und ringen die Völker mit traurigen Opfern, nachdem sie die Fuchtel des Despotismus nur mit der Gesetzlichkeit der constitutionellen Monarchie vertauscht und auch hier Nichts sehen als Blendwerk, Täuschung, Vorbehalte, Intriguen und die Gewalt beständig auf der Lauer, ein Recht nach dem andern in die Tasche zu stecken. Es kommen noch schwere Zeiten ....